

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 60.

Samstag, 11. März.

1916.

Sintje.

[Nachdruck verboten.]

(B. Fortsetzung.)

Eine Erzählung aus dem alten Brüssel von Clara Hofratz.

Sonntagnachmittag im Quartier des Marolles.

Niemand in den Häusern. Nur die Schenken sitzen gedrängt voll. Die alten Leute, die Kränklichen und die Weiber sonnen sich vor ihren Häusern, schwagen und rauchen.

Die Burichen mit ihren Schönen und die jüngeren Ehepaare sind mit Kind und Kegel ausgezogen aufs Land, vor die Stadt hinaus. Nicht mehr nach der Berbe Mäse wie in alten Zeiten, aber hinüber durch lange gepflasterte Straßen nach „Uck“ und dem „Fort Jacot“, wo gute Wirtschaften ihnen winken, wo sie in Wald und Feld die Moberluft städtischer Armut aus Haar und Kleidern lästern. Paarweise und in ganzen Gruppen ziehen sie aus. Erstaunlich ist es anzusehen, wie leicht sie den grauen Alltag abzuschütteln gewohnt haben, wie sie plötzlich wohlhabenden Bürgern zum Verwechseln ähnlich sehen, diese armen Marolliers, wenn sie im hellen Sonnenschein des Sonntagnachmittags ausziehen auf die Jagd nach dem Vergnügen.

Sogar den in sich gefehrten Domke wollte es heute nicht in der Stube dulden. Er löschte die Lampe aus, die ihm die Seiten seines Buches mit ihrem gelben, müden Alltagslicht beleuchtet hatte. Draußen schien die Sonne, draußen war es Sonntag.

Domke stülpte seine Schülermütze auf und zählte die wenigen Sous aus seiner Tasche.

Wenn er das Sintje mitnahm, was würde das für verzückte Gesichter schneiden! Und das Geld reichte eben für zwei.

Auf der alten Bank vor dem Hause saß die Gere aus dem Bouchennellekeller und ließ sich von der Sonne beschmeißen. Niemand saß bei ihr. Wer von den Weibern der Windengasse hätte neben der unheimlichen Alten sitzen mögen, die nichts vom Schwagen, nichts vom Vergnügen hielt, die gleich von Menschen und Dingen die bösen Seiten sah, keine Freude am Leben hatte und ihren starren Willen nie beugen wollte, nicht einmal vor dem lieben Gott!

Auch Sintje hatte nicht bei der Großmutter ausgehalten. Sie stand an der Ecke des Windengangs und der Hoogstraat und drehte den Kopf bald nach links, bald nach rechts. Die Kameradinnen waren alle auf und davon. Sie sprangen und tanzten wohl hinter irgendeiner Musikbande her, die zu erlauschen sie verflämt hatte. Eben wollte sie auf gut Glück die Hoogstraat hinunterrennen, da hörte sie Domkes Stimme.

„Sintje, willst du mit?“

„Wo hin?“

„Da, in den „Jardin rompu“, ins Konzert.“

„Ich in den „Jardin rompu“? Ich?“

Sie kreischte laut auf in ihrem freudigen Schrei.

„O du!“ rief sie begeistert und warf beide Arme Domke um den Hals und kitzte in das blasse Knaben-Gesicht, wo es eben hintraf.

„Sag doch!“ wehrte dieser unwillig und schob sie hastig von sich, wobei er um sich schielte, ob er auch keine

Zuschauer bei dem unerwarteten Überfall gehabt hätte. „Benimm dich doch anständig“, mahnte er leise.

Aber Sintjes Freude ließ sich so schnell nicht dämpfen. Während sie nun strahlenden Auges neben ihm her tänzelte, packte sie ihn plötzlich am Arm und sagte: „Du, Domke, halt dich recht gerade, streck dich ein bißchen, daß du aussiehst wie ein Erwachsener, ich bin auch nicht mehr so gar klein, da halten sie uns am Ende für Liebesleute im „Jardin rompu“ und sagen: „Ach, da kommt wieder einer mit seinem Schatz.“ Och!“ Und Sintje kreischte wieder ebenso laut und ausgelassen auf wie vorher.

In der alten Wirtschaft zum „Jardin rompu“ spielte ein vollständiges Musikorchester vom hellen Mittag bis in die halbe Nacht hinein für fünf Franken. Und die Marolliers hielten dieses lärmende Gohudel Konzert, saßen vor ihren Gläsern und waren guter Dinge.

Domke und Sintje aber waren von allen wohl die wenigsten geschwägigen, die andächtigsten Zuhörer. Und sie hielten lange aus vor ihren zwei leeren Gläsern, bis die Lampen angezündet wurden, und die Gesellschaft intimer wurde, und alles zusammenrückte um einen großen Tisch.

Susse Beperkoef wollte jetzt ein Lied vortragen, er sprang auf den Tisch und reckte die kurze, schmächtige Gestalt. Auch Domke und Sintje waren aufgestanden und drängten sich näher zu dem Tisch. Mit erstaunlich kräftiger Stimme begann der Kleine auf dem Tisch sein Lied:

Pitje Lamin voyait volotiers Nelle,
Tous les dimanches y z'alliont fair'un tour;
De tout' les fill' elle était la plis belle ...
On l'appelait: Nelleke Perle Amour!
Mo l'pir 'de ça Nelleke était fière,
Pitje Lamin c'était qu'un pouv' garçon ...
Y savait pas r'habiller es'ma chère,
Pou la jeuness' c'est un' fameus' leçon ...

Was gemeint sei mit dieser fameux' leçon, verstanden die Hörer nicht, aber der Name Nelleke Perle Amour gefiel und rief ein Lächeln auch auf den stumpfsinnigsten Gesichtern nach.

Un rich'gaillard tout proch' dans s'voisinage,
A Perl' Amour donnait des liards plein s'main,
Alours es' coeur y s'a mit en voyage ...
Ell' voulait plis del' pouv'Pitje Lamin
Mamzell à c'theur'elle était bien trop fière,
Ell' duvait ét'el ma cher' d'in baron ...
Ell' oûrait pas mêm' dit bonjour à s'mère;
Pou la jeuness' c'est un' fameus' leçon ...

Das Lächeln war erstorben. Verächtlich saßen sie einander an: „Das ist eine, diese Stolz, pfui!“

Vlà l'pouv'Lamin dans des tribels affaires,
Y veut s' fair'mort, y veut toujours s'nier,
Vlà qui s' r'engag' dedans les militaires.
Y disait: là j' pourrai tout r'oublier ...
Deux ans plis tard, Nelle n'était plis fière,
Par'que s'richard, es'égrand lach' de arbon,
Avec un p'tit la plantafé dans l'misère ...
Pou la jeuness' c'est un' fameus' leçon ...

Die Gesichter aller sahen erregt aus, aber kein Mitleid prägte sich in den zuckenden Zügen aus. „C'est bien fait“, murrlen sie.

C'était un' fois su l'kermess' de Bruksolle ...
Un beau chergent avec un' croix d'honneur ...
Y vint d'mander après la petit' Nelle ...
On lui racont' es' n'enfant, es' malheur ...
Y la fait v'nir, — car el beau milltalre
C'était Lamin qui lui donnait pardon ...
Qui lui disait: de t'n'enfant j's'rai l'mon père ...
Pou la jeunesse' c'est un' fameux' leçon.

Nun brach die Bewunderung los. „Goch, Pitje, Lamin! Das ist einer, ein Braver! Sie hat's nicht verdient, die Nelle!“

Für diese Zuhörer war das Lied kein Lied nur, es war Erlebtes, Wirklichkeit. Sufse Peeperkoef, der es gesungen hatte, der war ihnen zum braven Pitje selbst geworden.

„Goch, Pitje Lamin, le brave garçon!“ Sie hoben den Kleinen von seinem Tisch und trugen ihn im Triumph auf den Schultern aus dem „Jardin rompu“ hinaus in die nächste Wirtschaft hinüber; dort sollte er's den anderen auch singen, die Geschichte vom braven Pitje Lamin.

Domke und Fintje traten mit den anderen ins Freie und merkten nun erst, wie spät es unterdessen geworden war. Fintje hätte noch weiter mitlaufen mögen mit der singenden, jubelnden Schar, über deren Köpfen der kleine Sufse in der Luft auf und nieder wippte, wie ein lustiger Hampelmann. Aber Domke, der innerer Vernünftige, schüttelte den Kopf.

„Jetzt gehen wir heim. Jetzt ist's genug. Ich habe auch kein Geld mehr.“

Sie war es auch zufrieden. Die Erregung des soeben Erlebten vibrierte noch in ihr nach. Sie hingte sich an Domkes Arm, ihre großen, schwarzen Augen starrten verträumt in die Luft.

„Du, mich ärgert's, daß er sie doch noch genommen hat, der gute Pitje. Die hat's nicht verdient, so eine! Ich hätte sie stecken lassen, die schmutzige Nelle. Dumme von ihm!“ Verächtlich warf sie die Lippen auf, und in die verträumten Augen kam schon wieder zuckendes Leben. „So eine!“

„Geh, sei nicht so stolz“, sagte der nachdenkliche Domke, „so was passiert den Mädchen leicht.“

„So, meinst du?“ rief Fintje böse. „Du weißt auch was von den Mädchen, du!“ Energisch riß sie ihren Arm aus dem seinen.

„Meinst du, so wären alle wie die? Ich vielleicht auch? Du würdest dich gar nicht wundern, wenn mir einmal so was passierte, nicht? O nein, du Auserwählter!“

Fintjes feine Nasenflügel bebten, sie hätte den Domke schlagen mögen hier auf offener Straße, aber dafür waren sie beide schon zu groß. So streckte sie denn nur flink die Zunge heraus, so lang und häßlich, wie es nur ein in solchen Klünsten geübtes Gassenballeke fertig bringt, und lehrte ihm mit einem Ruck den Rücken zu, so daß ihre Haare ihm hart ins Gesicht schlugen, und rannte davon, heimwärts, ohne sich noch einmal nach ihm umzusehen.

Hätte sie's dennoch getan, sie hätte sich gewundert über das glückliche Gesicht, mit dem Domke ihr, die ihn am liebsten geschlagen hätte, nachschaute.

Drittes Kapitel.

Fintje, die unnütze Kellerratte, wollte hoch hinaus. „Es steckt ihr so im Blut von den d'el Traps her“, sagte die Großmutter kopfschüttelnd. Fintje mochte nicht in der Schenkstube die Gäste bedienen. Sie wollte nicht vor trunkenen Männern herumbesohlen und in die Waden gekniffen werden. Papa Toone hätte sie freilich dazu zwingen können, weil sie ja unentgeltlich sein Brot aß. Aber Papa Toone war ein gemüthlicher Rumban, der jedem gern den Willen ließ, auch wurde er gut allein fertig mit den Gästen. Auch Nelle, sein Sohn, betrat die verräucherte Schenke nicht. Domke hielt nach wie vor seine Puppenkinder instand und lernte und

las. Bald mußte er die nötige Bildung zusammenstudiert haben, daß er die versprochenen Stücke schreiben konnte. Und Fintje wollte auch lernen, denn sie hatte das müßige Herumhocken im Pouchenellekeller satt, während die alte Großmutter noch tätig und erfolgreich ihres schwierigen Amtes waltete. Sie wollte etwas Feines werden. Später einmal viel Geld verdienen und dann lauter hübsche Dinge an und um sich haben, hauptsächlich viel Blumen, scharfduftende Blumen, wie Hyazinthen und Narzissen. Doch damit etwas erreicht würde im Leben, mußte erst gelernt werden, darin hatten die Großmutter und Domke sicher recht.

Sie war nun fünfzehn Jahre alt und ging in die Lehre zu Madame Gérard in der Boogstraet. Dort verfertigten sie die eleganten Korsetts, die dann in den teuren Läden des schönen Brüssels an die vornehmen Damen verkauft wurden.

Fintje kam es in dem kleinen Hause Madame Gérards ungemein reich und großartig vor. Sie bekam zwar außer dem Atelier nur das anstoßende kleine Empfangszimmer zu sehen, worin Madame mit ihren Kunden verhandelte, und in diese ungelüftete, staubige Stube, die Fintje so sehr bewunderte, verirrt sich manchmal sogar Damen. Da standen auf dem Kaminsims vergoldete Leuchter und Vasen, zum Schutz gegen Staub und Fliegen in rosa Florkleider gehüllt. Und auf einer wunderbar verknörchteten Kommode thronte eine Standuhr aus buntem Porzellan mit einer Gruppe von Schäfern und Hirtinnen und einem flügelklagenden Hahn mit ausgestrecktem Hals. An der Wand aber hingen große Teller aus denselben bunten Porzellan, und eine kupferne Mutter Gottes stand auf einem Schreibe, und weil sie nicht vergoldet war, wurde sie keines Florgewandes würdig befunden und war nun schon bedenklich schwarz geworden. Auf dem Tische lag eine neue Kissenbede, deren schreiend bunte Farben Fintjes durstige Augen entzückten, mehr noch als die bunten Glasfenster mit den modern gewundenen Wassertäsen, die die untere Hälfte der ungewirkten Fenster verdeckten.

Es stand auch ein kleines Sofa in dem Zimmer, auf dem in genialer Unordnung die schillernden geblühten Seidenstoffe aufgebauht lagen, aus denen Madame Gérard ihre Korsetts herstellte. Fintje fühlte diese weiche, feine Seide gern zwischen den Fingern, es erleichterte ihr die neue Tätigkeit. Sie war das gebildete Eichen so gar nicht gewohnt! Doch da die anderen Mädchen es ausübten, mußte auch sie sich daran gewöhnen können.

Zu acht saßen sie im Atelier vor ihren raselnden Nähmaschinen. Hell war es nicht, denn das einzige Fenster ging auf die breite Mauer eines mächtigen Schornsteins hinaus, die neidisch dem kahlen Raum Luft und Licht verwehrte. Goch Fintje mit einem Seufzer den Kopf von der Arbeit mit sehnsuchtsvollen Augen, die nach einem Stückchen blauen Himmel verlangten, sah sie immer nur diesen breiten, düsteren Schornstein. Doch die anderen sahen ja auch nicht mehr.

Auf dem dunkelsten Platz saß Belöke, die hucklige, kleine Belke mit dem alten verschrumpften Gesichtchen. Die war bescheiden und fleißig.

Hochmütig aber war Truitje, die große, blonde Weinbändlerstochter, nur die rothaarige Rosalie mit den leuchtenden Augen und der schlagfertigen Zunge hatte sie sich zur Freundin erwählt.

Und da war Nelle, die hübsche, schwarze, faule Nelle, die ihre Arbeit hinwarf, sobald Madame zur Tür hinaus war, und unaufgefordert alle Skandalgeschichten ihrer Nachbarschaft zum besten gab; und Moosje, das magere, freundliche Geschöpf mit den heftigsten roten Waden und den eingefunkelten, glänzenden, blauen Augen, von der jedemman, nur sie selbst nicht wußte, daß sie nur noch kurze Zeit zu leben hatte. Und Werte saß da, fleißig über ihre Arbeit gebeugt, die Tochter aus der Wirtschaft zum „Heiligen Geist“, deren Vater im Buchsthaus saß, während ihre Mutter allein die Wirtschaft führte. Es sollte böß hergehen im „Heiligen Geist“.

(Fortsetzung folgt.)

Aus der Kriegszeit.

Der Kampf in den Lüften. Aus dem Feld wird uns geschrieben: Es ist an einem herrlichen Frühlingstag. Man kann schon vom Frühling sprechen, denn hier in Nordfrankreich weicht der Winter weit früher seinem lieblichen Nachfolger als in Deutschland. Ich stehe auf meinem Posten und schaue in die Landschaft, die still und traulich daliegt, als befänden wir uns im tiefsten Frieden. Plötzlich höre ich lautes Surren. Rasch wende ich den Kopf nach dem in der Nähe befindlichen Flugplatz. Eine Taube fliegt über dem Rasen dahin und erhebt sich bald darauf in einer eleganten Kurve vom Boden. Die Arbeiter auf der Bahnstrecke halten inne mit dem Klopfen und Schaufeln, denn der Aufstieg eines Flugapparats ist immer ein schöner Anblick, so oft man auch schon als Feldsoldat Teilnehmer eines solchen Schauspiels gewesen ist. Ein zweiter, dritter und vierter Apparat folgen; zwei schwere Doppeldecker sind darunter, sog. Kampfflugzeuge. Das Bild in den Lüften wird interessanter, denn in gewaltigen Spiralen schrauben sich die Flugzeuge hoch. Unwillkürlich fragt sich der Beobachter: welchen Zweck soll wohl der Aufstieg haben? Ist es ein Übungsflug für junge Flugschüler, oder soll der Flug zur feindlichen Front gehen, um dort Erkundungen einzuholen? Jedenfalls: es muß herrlich sein, dort so hoch oben im blauen Luftmeer der blanken Sonne entgegenzufliegen! Für uns moderne Klariden gibt es keine Schwierigkeiten mehr. Aber bald wissen wir, um was es sich handelt, denn wir hören plötzlich einige dumpfe Knalle von jenem charakteristischen Klang, den wir sofort als zum Abschluß einer Ballonabwehrkanone gehörig erkennen. Aha, es sind feindliche Flieger in Sicht; und unsere Flieger wollen ihnen entgegen. Wir spähen und spähen, sehen aber noch weiter nichts, als die kleinen, weißen Wölkchen der Schrapnellschüsse. Immer vier bis fünf dieser Wölkchen liegen nahe beieinander. Jetzt entdecken wir auch inmitten dieser Wölkchen einige schwarze Punkte; der Feind ist im Anzug. Unsere Flieger, allen voran eine kleine schnelle Taube, schweben schon hoch in der Luft; die Abzeichen sind mit dem bloßen Auge nicht mehr wahrnehmbar. Immer lebhafter wird das Feuern; auch in unserer unmittelbaren Nähe ballert es fortwährend. Allerdings: es trifft kein einziger Schuß, und es gibt manchen, der ärgerlich fragt, wozu denn das viele Schießen, wenn so wenig getroffen wird? Solche Frager wissen aber nicht, daß die Abwehrkanonen, auch wenn sie nicht treffen, doch einen sehr wichtigen Zweck erfüllen; dadurch, daß sie die feindlichen Flieger in eine Wolke von Schrapnells hüllen, veranlassen sie die Flugzeuge, höher zu steigen, wodurch den Beobachtern das Erkennen erschwert, wenn nicht unmöglich gemacht wird. Jetzt sind unsere Flieger den feindlichen nahegekommen. Und nun beginnt das Schauspiel, das eben nur in einem Krieg gesehen werden kann. Die Feinde schwenken nach rechts ab. Man kann bald nicht mehr erkennen, wer Freund oder Feind ist. Aber man sieht, daß es Verfolger und Fliehende gibt, wenngleich alle Augenblicke die Rollen gewechselt werden. Jetzt schraubt sich eines der Flugzeuge hoch, um ein anderes von oben packen zu können. Wird es gelingen? Atemlos beobachtet man den Vorgang: beide Apparate stehen einen Augenblick senkrecht übereinander, aber im nächsten segeln beide weiter. Immer weiter tobt die aufregende Jagd. Das Auge schmerzt von dem fortgesetzten scharfen Spähen. Da — — was ist das! — — Ein furchtbarer Anblick! Eins der Flugzeuge stürzt plötzlich ab und faßt in die Tiefe. Grauenhaft! Handelt es sich um einen Freund, oder ist es ein Feind, der da hoch oben in der Luft einem furchtbaren Geschick entgegenfaßt? Es ist doch ein schrecklicher Tod, der Tod da hoch oben in den Lüften! — — Am anderen Tag werden wir es gewahr, um was es sich gehandelt hat. Einer unserer Flieger hat ein feindliches Flugzeug in die Tiefe befördert, ist selbst aber glücklich wieder zurüdgekehrt. Ja, das amtliche Telegramm unserer Obersten Heeresleitung meldet noch von mehr Erfolgen. Ein lautes Bravo entringt sich unserer Brust. Ein Hoch unseren braven Fliegern, die trotz der grausigen Gefahren bei jedem Wetter aufsteigen, um getreue Luftwacht zu halten. . . In der Heimat hat wohl schon ein jeder einem Schauspielen beigewohnt und geglaubt, ein nervenkitzelndes Schauspiel genossen zu haben,

Aber was sind solche Schauspiele gegenüber der Wirklichkeit, die der grausige Krieg mit sich bringt! Wer einen solchen Luftkampf im Feld gesehen hat, der vergißt den Anblick nie wieder. Unsere tapfere Luftwache hat sich in diesem Feldzug unsterblichen Ruhm erworben! (Bens. Bln.)

Das neue Heim des Prinzen Joachim und seiner jungen Gemahlin. Aus Kassel wird uns geschrieben: Am 11. März findet die Veranählung des jüngsten Kaiserprosses, des Prinzen Joachim von Preußen, statt, und das schöne Heim, das das junge Paar aufnehmen wird, ist zu seinem Empfangs feierlich bereit. Es ist eine prächtige Residenz, in die Prinz Joachim einzieht, das sogenannte Prinzenhaus in Kassel, und der junge Ehemann wird sich in seinen Räumen um so heimlicher fühlen, als er dort bereits seine schöne, frohe Verlobungszeit verbracht hat. Bis zum Ausbruch des Krieges stand Prinz Joachim als Oberleutnant bei den Kasseler Husaren, und er hat sich während seiner Anwesenheit in der Stadt, in der einst sein hoher Vater das Gymnasium besuchte, die Liebe der Einwohner erworben, die ihn nun bei seiner Rückkehr freudig begrüßen werden. Manches Geschichtlein erzählt man sich von ihm, das seine Popularität in das rechte Licht stellt: wie er sich z. B. einmal an der Spitze seiner Eskadron vor dem königlichen Theater dem Kinooperateur auslieferte zur Aufnahme eines Films, der für die 1000-Jahr-Feier der Stadt Kassel bestimmt war, und wie er dann, als der Film in einem Kasseler Lichtspieltheater aufgeführt wurde, mit seiner ganzen Eskadron unter dem jubelnden Beifall des Publikums in diesem Theater erschien. Unvergesslich ist auch den Kasselern der Abschied des Prinzen am Tage der Mobilmachung, als er, umwogen und getragen von der Begeisterung der Menge, ein Hoch auf seinen kaiserlichen Vater ausbrachte. Unser Kaiser hat übrigens als Prinz während seiner Kasseler Gymnasialzeit ganz dieselben Räume im Prinzenhaus bewohnt, die sein jüngster Sohn von 1913—1914 inne hatte. Nun beginnt mit der Aufnahme des jungen Paares eine neue Epoche in der an mannigfachen Schicksalen reichen Geschichte des denkwürdigen Baues. Es ist entstanden in der Zeit kurz nach dem Siebenjährigen Krieg, da der große Baumeister Charles de Clichy der herrlichen Residenz jene vornehm-ele Form eines zum Klassizismus gedämpften Rokoko-Stils verlieh, die Kassel heute zu einer der herrlichsten Städte Deutschlands macht. Bald wurde das mit seinen zwei Ecken so stattlich ragende Haus zur Stätte eines recht unheiligen Treibens. Der Landgraf Friedrich II. von Hessen-Kassel machte 1771 den eben vollendeten Bau zum Sitz der Lotterie, die er damals ähnlich wie an vielen anderen deutschen Höfen zur Verringerung seiner Finanznöte im Lande einführte. Das jetzige Heim des deutschen Kaiserjohannes sah also damals die aufregenden, mit lautem Prunk verbrämten Szenen des Lotteriespiels, zu dem an den Lottertagen alles herbeiströmte, um die unter Trompetenschall von der Tribüne her verkündeten Gewinne zu vernehmen. Unter dem Nachfolger Friedrichs, dem späteren ersten Kurfürsten Wilhelm, nahm dies Glücksspiel, das viele Abenteuer und leichtsinnige Kreuze anlockte, ein jähes Ende. Das Palais, das nur noch das „Lottohaus“ geheißen hatte, wurde nach dem strengen Verbot des Lotteriespiels zum Sitz des Geheimen Kabinetts, wovon noch heute das kaiserliche Wappen über dem Portal Kunde gibt, und später wurde es von fremden Fürstlichkeiten, die zu Besuch kamen, als Absteigequartier benutzt. Aus dem „Lottohaus“ ward ein „Fürstenhaus“, und da fast immer Prinzen für längere Zeit hier wohnten, nannte man es im Volksmund bald nur noch das „Prinzenhaus“. Das Prinzenhaus ist es dann geblieben, als unser Kaiser als Prinz dort wohnte, als Prinz Joachim hier einzog. Als Prinz Joachim dann aber, begleitet von dem herzlichsten Segenswünschen der Kasseler Bevölkerung, ins Feld zog, da stand das Haus leer; die Kosten verschwanden, der Flammenmahl stand einsam zur Höhe. Doch wenige Tage nach der Verlobung des jungen Prinzen in Dessau begann ein neues reges Treiben in dem Schloß; Handwerker erschienen und unterzogen den Innenaufbau einer gründlichen Erneuerung. Vor wenigen Wochen weilten die Kaiserin und die Prinzessin-Bräut in Kassel und trafen die letzten Anordnungen, so daß die prachtvollen Räume nun in neuem Staat der neuen Bewohner harren. Für größere Festlichkeiten, zu denen sich diese intimere Wohnung nicht eignet, ist in späteren friedlichen Zeiten das gegenüberliegende große Residenzschloß in Aussicht genommen.

Neues vom Büchermarkt.

Kriegsgebichte, Novellen usw.

* „Rote Rosen“, Kriegsgebichte von Wilhelm Postulat. (Verlag der Buchdruckerei Hansa, Duisburg, Rhein.) An dem hübsch ausgestatteten Büchlein „Rote Rosen“ spricht sich ein starkes Wollen und feines Empfinden aus. Die Sprache ist rein, Rhythmus und Reim glatt und ungezogen. Der junge Krieger-Poet hat seine Gebichte erlebt und erfüllt, und verpricht sein Talent noch Gutes für die Zukunft. Als guter Kamerad sind die Kriegsrosen seinem Freunde zugeeignet, der den Heldentod gestorben. Die „Rote Rosen“ sind kein Erstlingswerk des Verfassers. W. F. R.

* „Im Saß!“ Kriegsroman von Erica Grube-Börcher. (Verlag Basse und Weder, Leipzig.) Erica Grube-Börcher, aus deren Feder wir schon manchen gerühmten Roman brachten, ist in einer ganz billigen Volksausgabe mit vier Novellen vertreten. Zwei stammen aus dem jetzigen Krieg, zwei entstammen dem Krieg siebzig. Wer die Schaffensart der Verfasserin kennt, der kann im voraus damit rechnen, daß sich in diesen vier Novellen wieder alle ihre Vorzüge vereinigen. Scharfe Zeichnung der Typen und des Milieus, spannende wahre Handlung und flotten Stil. Das Büchlein hat bereits eine große Verbreitung errungen; auch ins Feld ist es vielfach geschickt worden. Wir empfehlen es gern weitesten Kreisen und freuen uns, wenn diese Zeilen dazu beitragen, daß die Novellen Eingang in vielen Familien finden. B. v. N.

* „Mein Kriegsfreiwilliger.“ Briefe und Tagebuchblätter eines in Ausland gefallenen deutschen Studenten. Herausgegeben von seinem Vater. (Verlag von Bohnen u. Masing, Wiesfeld u. Leipzig.) Vielleicht das schätzbarste und ergreifendste unter all den Kriegsbüchern, die unsere Tage hervorgebracht. Vater und Sohn, die in diesen knappen, zu Herzen gehenden Seiten zu uns sprechen, verdienen gleichermaßen unsere Bewunderung und Ehrfurcht. H. G.

Romane, Novellen.

* „Die Verwandlungen der Ellida Rottorf.“ Roman von Elisabeth Braunhoff. (Verlag von Egon Fleischel, Berlin.) Eine echte Künstlerin hat das Buch geschaffen und eine echte Künstlerin ist die Heldin des Buches. Wir durchleben zusammen mit der Ellida Rottorf alle ihre Verwandlungen auf dem brennenden und verführerischen Weg, den jede Schauspielerin durchmachen muß und nur die ganz Großen zurücklegen können. Aber Ellida ist mehr als „nur eine Schauspielerin.“ Sie ist zugleich Denkerin und Dichterin und empfindet darum viel tiefer Lust und Leid. Darum lassen auch alle äußere Gehehnisse viel schmerzvollere Narben an ihrem inneren Menschen zurück. Dabei bleibt sie aber vor allem eine hingebungsvolle Frau, deren ganzes Tun und Handeln nur ihrer Liebe und Sehnsucht entspringt. An den Männern ihrer Liebe steigt oder fällt sie, muß ihnen aber stets folgen. Trotz des klaren Kopfes und im vollen Bewußtsein ihres Tuns muß sie ihren Launen nachgeben, um nachher desto schroffere Rückschläge zu erleben. Alles zusammen ist sie ein wunderbarer Typus einer klugen, lebensvollen, äußerst sympathischen Künstlerin. Mit seltener Klarheit läßt die Verfasserin Bild auf Bild aus ihrem Leben folgen, alle gleich fein gezeichnet, verständnis- und doch maßvoll, sowohl die wildesten Karnevalsorgien wie die stillsten Stunden der Einsamkeit. Einzig die philosophischen Überlegungen über den Sinn des Lebens wollen ihr nicht gelingen, aber sie besitzt Selbsterkenntnis genug, um schließlich zu verstehen, daß es ihr nicht beschieden ist, „die neue Idee vom Sein zu finden.“ Auch in Sprache, Aufbau und Gestaltungskraft ist das Werk sehr gut, so daß wir von der Verfasserin noch viel Gutes erwarten können. M. Ch.

* „Überwinder.“ Roman von Hermann Stegemann. (Verlag Egon Fleischel, Berlin.) In seinem letzten Buche führt uns Stegemann, wie schon der Titel des Buches sagt, zu den Überwindern. Zu willensstarken Menschen, die im schweren Kampfe zwischen dem „Ich“ und der Pflicht oder dem „Ich“ und den geliebten Personen, ihren egoistischen Überwinden und in Pflichttreue und Entsagung das wahre Glück finden. Es sind lauter durchgeistigte, lebensfreudige und lebensstarke Menschen, voll reichen Innenlebens, die der Verfasser meisterhaft plastisch zu gestalten und uns menschlich nahe zu bringen weiß. Trotz der geringen Handlung und fast völliger Spannungslosigkeit, festelt das Buch durch die feine Psychologie und die mit großer dichterischer Kraft gezeichneten wunderbaren Naturstimmungen. Der Roman zwingt den Leser zu ruhigem verständnisvollem Lesen und beschafft ihm einige Stunden reinen Kunstgenusses. M. Ch.

* „Gelöste Belirätsel.“ Die Naturwissenschaft und christliche Offenbarung. Naturwissenschaft und Wunder. Durch die Naturwissenschaft zur Erkenntnis Gottes. Von

Professor Friedrich Böllner. Teil 3 u. 4 der Sammlung „Die Brücke zum Jenseits“. 12 Teile, 120 Seiten. (Verlag Ernst C. Abigt, Wiesbaden.)

Lehrbücher.

* „Verfassung und Verwaltung des Deutschen Reiches“ (in Frage und Antwort), ein Hilfsbuch für den Fern- und Nachunterricht der deutschen Staatsbürger- und Beamtenschule in Berlin und für den Selbstunterricht. (26. bis 28. Tausend.) (Verlag Kameradschaft, G. m. b. H., Berlin, W. 35.) Auf 71 Seiten führt der Verfasser in 337 Fragen und den dazu gehörigen Antworten den ganzen Lehrstoff vor. Nimmt man die Fragen fort, so liest sich das Ganze wie ein knapper, klarer Vortrag. Die Fragen dienen dem Verfasser nur zur besseren Hervorhebung dessen, worauf es ankommt. Für den Prüfling geben sie einen Anhalt zur Vorbereitung. Das Buch ist gleich brauchbar für Lehrer wie für Lernende.

* „Die Bundesratsverordnung zur Entlastung der Gerichte.“ Vom 9. September 1915. Erlassen von Dr. Ernst Trendelenburg, Ausrichter, Hilfsarbeiter im Reichsjustizamt. Nebst der amtlichen Begründung und dem Wortlaut der sonstigen die Zivilprozessordnung berührenden Kriegs-Gesetze und -Verordnungen. (Verlag von Franz Vahlen in Berlin, W. 9, Sinf. 18.) Die Bundesratsverordnung zur Entlastung der Gerichte vom 9. September 1915, die am 1. Oktober d. J. in Kraft treten wird, führt für das bürgerliche Streitverfahren vor den ordentlichen Gerichten eine Reihe bedeutsamer Neuerungen ein: rechtsnotwendiges Mahnverfahren vor den Landgerichten und Amtsgerichten, Erleichterungen für das Sühneverfahren und das Verfahren in geringfügigen Sachen, insbesondere Einschränkungen der Rechtsmittel, und ferner einige weniger tief einschneidende Neuerungen. Die vorliegende Darstellung der Verordnung, die in der Form eines Sondergesetzes erlassen ist, bezweckt, der Rechtspflege Anhaltspunkte für ihre Anwendung zu geben, indem sie die Neuerungen im Zusammenhang mit den gesetzlichen Vorschriften betrachtet, aus welche sie sich beziehen. Das Buch wird sich als zuverlässiger Leitfaden erweisen und kann allen Interessenten zur Anschaffung empfohlen werden.

Zeitschriftenchau.

* „Das freie Wort.“ Frankfurter Halbmonatsschrift für Fortschritt auf allen Gebieten des geistigen Lebens. Herausgegeben von Max Dennig. 15. Jahrgang. Heft 19/20. Frankfurt a. M. (Neuer Frankfurter Verlag, G. m. b. H.) Der Verlag gibt auf Wunsch Probehefte gratis ab. Inhalt des Januarhefts: „Auf monarchischer Grundlage.“ Von Dr. Ludwig Gehde. Ein glückliches Österreich. Von Dr. Max Ortner. Das neue politische Weltbild. Von Neag. Das betende Frankreich. Von Edmund Kreuz. Mitteleuropa und die Nationen. Von Ernst Fischer. Ein holländischer Minister über die Probleme des Krieges. Von Ad. Reutenberg. Unsere Balkan-Offensive und der Islam. Von Dr. Max Holoff. Das Leben Jesu als Ursache einer Revolution. Von Robert Albert. Vom heutigen Wahrspruch u. a.

* „Die Bodenreform.“ Von der bekannten Halbmonatsschrift erschien soeben das neueste Heft. Aus dem Inhalt heben wir hervor: Peter Rosenger: „Kriegerheimstätten“. Erz. Weiskirchner, Oberbürgermeister von Wien: Die ersten Kriegerheimstätten. Siedlung. Prof. Sagel, Kgl. Landesgeologe: Landbeschaffung für Kriegerheimstätten. A. Schwede: Bodenkult zur Umgehung der Kriegsgewinnsteuer. In der Abteilung von deutscher Redekunst spricht Geh. Adm.-Rat Schrameier über: „Deutsche und französische Redekunst“. Der Weg der Kriegerheimstätten. Aus der Bewegung. Rundschau. Probenummern kostenfrei durch die Buchhandlung Bodenreform, Berlin NW. 23, Lessingstraße 11.

* Von Deutschlands aufbauendem Schaffen in Feindesland plaudert Walter Pluge in der jüngsten Nummer des „Portrups“ (Verlag Alfred Janssen, Hamburg). Er zeigt, was die deutsche Verwaltung im besetzten Flandern an segensreichem, aufbauendem Schaffen bisher geleistet hat, wie musterhafte Verkehrswege hergestellt worden sind, wie Krankheiten in Zukunft durch deutsche Gründlichkeit verhütet werden, wie zerstörte Ortschaften und Häuser wieder aufgebaut werden und nicht zuletzt, wie die deutsche Militär- und Zivilverwaltungsbehörden die „reinen Erziehungsbehörden“ geworden sind.

* Das soeben erschienene Heft der „Wiener Mode“ ist ein Sonderheft für den Haushalt und dürfte gerade jetzt jeder Hausfrau hochwillkommen sein. Es enthält viele hübsche Modivorlagen für Hauskleider, Schürzen, Hausmäntel. Der reine Buchanteil ist in diesem Sonderhefte naturgemäß sehr stark vertreten, besonders mit den beliebten illustrierten Rezepten für die fleischlosen Tage, wie Krankenkost usw.